

Zeitschrift: Brugger Neujaersblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 65 (1955)

Artikel: Begegnungen Pestalozzis : Pestalozzi und Napoleon - Pestalozzi und Goethe
Autor: Ernst, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-901356>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Begegnungen Pestalozzis*

Pestalozzi und Napoleon – Pestalozzi und Goethe

Pestalozzi war mit Recht der Meinung, daß unser bürgerliches Schicksal durch die Macht entschieden werde. Darum hat er zu allen Zeiten um die Macht gerungen: um Goethe, von dem er wußte, daß er das Ohr eines kleinen Fürsten besaß, wie um Kaiser Franz II., dem er die Lenkung deutscher Geschicke zur Zeit der großen Wende zutraute. Das, was er von diesen wie von andern Monarchen erhoffte, war Stiftung von Menschenglück, zu welchem selber beizutragen er ja Mittel genug ersonnen hatte. Darum war ihm jedes von oben erwiesene oder erhoffte Zeichen der Huld Ursache unendlicher Befriedigung. Darum trug er mit komischem Stolz den ihm vom russischen Zaren verliehenen Wladimirorden auf der Brust. Darum ließ er sich, halbtot, nach Neuenburg zum preußischen König fahren. Darum war es ihm nicht zuviel, alles, was Rang und Namen hatte, in Yverdon zu empfangen und unermüdlich aufzuklären. Sein Schüler und Mitarbeiter Johannes Ramsauer, der über seinen Lebensgang eine köstliche Urkunde aufgesetzt, hat uns sehr schön erzählt, in welcher Ekstase der Fürst Esterhazy im Institut erwartet wurde: „Das ist“, instruierte Pestalozzi den kleinen Appenzeller, „eine höchst wichtige, unendlich reiche Person, hat Tausende von Leibeignen in Ungarn und Österreich, der wird gewiß Schulen errichten und Leibeigene freigeben, wenn er für die Sache eingenommen wird . . .“

Hier sei in kurzen Worten sein Ringen um den Mächtigsten der Zeit, um Napoleon, geschildert. Es kam dabei das Wesen beider Genien zum Ausdruck. Napoleon erschien Pestalozzi, wie der ganzen Welt, zuerst als der große General. Als solchen hat er ihn bewundernd in Rechnung gestellt, als er die Schweiz aufforderte, an der Seite Frankreichs für die französische Freiheit zu kämpfen und die eigene dadurch zu retten: „Bürger!“, apostrophiert er in einem Sendschreiben von 1798 sein Volk, „Bürger! Es ist gewiß nichts Geringes, neben den Legionen, die von Buonaparte, von Jourdan und von Moreau gebildet, den Kriegsdienst zu lernen und im Heldenheer der Franken sich zum Dienst des Vaterlandes zu bilden!“ . . . Die zweite Sendung, in der Pestalozzi mit

*) Abdruck aus Fritz Ernst „Essais“, I.–III. Band, Fretz & Wasmuth Verlag AG, Zürich 1946: III. Band, S. 158–172.

der ganzen Welt Napoleon erkannte, war die des Konsuls, der die Anarchie bezwungen, die Grenzen und das Recht gesichert, die Kirche in ihrem Amt bestätigt und dem Erdkreis den langentbehrten Frieden neu geschenkt hatte. Wir stellen uns heute schwer die zeitgenössische Begeisterung für den General, noch schwerer die zeitgenössische Dankbarkeit gegenüber dem Konsul Bonaparte vor. Der Duc de Broglie, Schwiegersohn der Frau von Staël, ein ausgezeichnete Diplomat und Mensch, nennt rückblickend das vierjährige Konsulat und die zwölfjährige Herrschaft Heinrichs IV. Frankreichs zwei schönste und glücklichste Epochen. Pestalozzi erkannte durchaus den ungeheuren Realitätsinn des jugendlichen Herrschers, begrüßte selbst dessen Einmischung in das sich zerfleischende Helvetien und gab dem Korsen in einer Schrift über die künftige Gestaltung der Heimat vielfältig recht. „Bonaparte sagt uns: Ihr habt euch drei Jahre lang gezankt, ohne euch zu verstehen; wenn man euch noch drei Jahre lang euch selbst überläßt, so werdet ihr euch noch drei Jahre lang morden, ohne euch um ein Haar besser zu verstehen – und es ist wahr, wir haben uns bisher nicht verstanden.“ . . . Die dritte Rolle, in welcher Pestalozzi mit der ganzen Welt den Emporkömmling bestaunte, war die des kaiserlichen Despoten. In jenem Dezennium, das zugleich den arbeitsreichen Aufbau Yverdons bezeichnet, fand der große Pädagoge keine Möglichkeit zu einer fruchtbaren Auseinandersetzung. Er begnügte sich mit einer stillen Aussaat zu Ernte in später Zeit, dieweil die Heere des Eroberers die Grenzen des Kontinents erreichten. Als aber durch spanische Dolche und russische Fackeln der Weltherrschaftstraum zerstört und der Eroberer auf ein Eiland verbannt war, als die Völker, des furchtbaren Führers und Verführers beraubt, ein neues Ziel im eigenen Herzen suchen mußten, entwarf Pestalozzi ein Schema der schweizerischen Zukunft unter dem hochherzigen Titel: *An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und Vaterlandes*. Darin pries er als einziges Heilmittel dasjenige an, welches sieben Jahre vorher Fichte dem zusammengebrochenen deutschen Volk empfohlen hatte: den Pestalozzianismus. Was man aus demselben an sozialer Weisheit ziehen kann, das sprach aus jeder Seite seiner flammenden Rhapsodie. Wenn sie an Klarheit nichts zu wünschen übrigläßt, so kommt das auch daher, daß Pestalozzi nunmehr nicht nur wußte, was er wollte, sondern mindestens so sehr, was er nicht wollte. Im Hintergrund seines Kampfs um Licht steht als dunkle Schicksalsmacht Napoleon. Er hatte ihn auf- und nie-

dersteigen sehen, er hatte von ihm Großes gehofft und an ihm Ungeheuerstes erlebt. Er verkleinerte ihn in dieser Stunde nicht, er verurteilte ihn auch nicht ob der durch ihn sich auswirkenden Fatalität, zumal er ihm als Lichtbringer wider Willen erschien, mit dem die Orgie der Gewalt erlöschen würde. Mit diesen Worten trug er ihn in die europäischen Annalen ein: „Er hat dem Weltteil über das Göttliche und über das Tierische des gesellschaftlichen Regierens und über das Göttliche und das Tierische des gesellschaftlichen Gehorchens, und selber auch über das Göttliche und über das Tierische des gesellschaftlichen Freiseins und Freiseinwollens ein Licht angezündet, wie, solange der Weltteil bevölkert ist, noch keines auf demselben brannte. Der Weltteil sollte ihm einen Tempel bauen, kein Sonnenstrahl sollte in seine hohen Hallen eindringen, aber auf seinem Altar sollte ein ewiges Licht brennen, wie noch keines in einem hohen Tempel hoch auflodernd brannte, und am Fußgestell des Altars sollten vom gleichen Feuer entflammt die Worte leuchten: Das ist Buonapartes Licht für den Weltteil!“

Bei dieser Deutung Napoleons als des Geistes, der das Böse wollte und das Gute schuf, erinnern wir uns eines kleinen Zugs aus seinem Leben. Pestalozzi weilte im Winter 1802 auf 1803 für ein paar Wochen in Paris, als Mitglied der Helvetischen Consulta, die Auskunft geben sollte über die bestmögliche Verfassung, deren die Eidgenossenschaft so sehr bedurfte. Pestalozzi zählte schon zu den intellektuellen Potentaten, und als solchen hat ihn auch Friedrich Schlegel, der damals an der Seine weilte, aufgeführt in einer Notiz über die Fremden in Paris, am Schluß des zweiten Hefts seiner *Europa*. Nicht an Ruhm aber, nur an Wirkung lag dem Pädagogen. Er wünschte dringend, den Ersten Konsul zu sprechen. Der Wunsch wurde ihm nicht erfüllt. Der Konsul ließ ihm sagen, er habe größere Sorgen als das Abc. Pestalozzi verließ Paris, ohne Napoleon gesehen zu haben. Diese Überlieferung, wahr oder nicht, ist auf alle Fälle unvollständig. Denn ein gutes Jahr später ertappen wir den Konsul doch auf einer Schwäche für das Abc. Der nordamerikanische Naturforscher William Mac Lure, der im Frühjahr 1804 sich in Frankreich aufhielt, hegte, wenn auch aus einem weniger humanitären Grunde, den nämlichen Wunsch wie Pestalozzi: Napoleon zu sehen. Er wandte sich mit diesem Anliegen an den Gesandten seines Landes, und dieser nahm ihn mit zu einem Schulfexamen, dessen erlauchter Visitator der Sieger der Pyramiden war.

Es hatte damit folgende Bewandtnis. Seit einigen Monaten bestand, auf Betreiben des Unterrichtsministers Lezay-Marnesia, im Waisenhaus des Faubourg Saint-Marceau ein Pestalozzisches Institut unter der Leitung des elsässischen Pestalozzianers Joseph Neef. Der Konsul hatte bei Anlaß der ersten Prüfung sein Erscheinen zugesagt. Und so ereignete es sich, daß zwar nicht Pestalozzi selber, aber doch Pestalozzis Geist und Napoleon in derselben Stube sich zusammenfanden. Mac Lure war von dem Anblick überwältigt. Er vergaß Lehrer, Schüler und die Lektion – er sah nur auf den ersten Mann der Zeit. Und nach dem Schluß des Unterrichts drängte er sich der glänzenden Suite nach, um von den bisher reglosen Lippen nur eine Silbe zu erhaschen. Napoleon fragte Talleyrand, was er meine zu der genossenen Vorführung? Und Talleyrand gehorchte seinem Herrn mit diesen Worten: „C'est trop pour le peuple – Zuviel für das Volk!“ Die hochmütige Sklavenrede traf Mac Lure gleichwie ein Dolch ins Herz. Er begab sich augenblicks in das Schulzimmer zurück, ließ sich das Examen wiederholen und war dem neuen Evangelium gewonnen. Er veranlaßte Neefs Übersiedelung nach Philadelphia, woselbst unter dessen Leitung die erste Pestalozzi-Schule Amerikas erblühte. Neefs Wirksamkeit blieb nicht auf Philadelphia beschränkt. Er gesellte sich später zu Robert Owen, in dessen kühnem Zukunftsstaat mit dem tiefpestalozzischen Namen New Harmony er 1854 starb. Und so vermittelte unwissend der „uom fatale“ das edelste Geschenk der kleinsten an die größte Republik der Welt.



Sind Johann Heinrich Pestalozzi und Goethe sich einmal begegnet? Goethe kam während des letzten Viertels des 18. Jahrhunderts dreimal in die Schweiz. Sollten sich seine Wege da nicht irgendwo mit denen des Hüters kindlicher Geheimnisse gekreuzt haben? Nichts deutet darauf hin. Aber begegnete vielleicht einmal der leidende Beglückter dem Dichterfürsten in Deutschland? Der Zürcher Pestalozzi, der im Herbst 1775 als Bote Lavaters bei Goethe vorgesprochen hat, war allen Versicherungen der Goethe-Philologie, selbst der Weimarer Ausgabe, zum Trotz nicht unser Johann Heinrich. Wohl unterhielt dieser in seiner materiellen Not auch einmal eine Seidenfiliale in Goethes Geburtsstadt – nur er selber war nie dort. In Leipzig zwar, darüber sind wir unterrichtet, ist er einmal gewesen, zum Spott der Professoren, die ihn Elementarlektionen hersagen ließen. Der Sachwalter höchster Bildung

aber befand sich damals nicht in Sachsen. Wenn Goethe und Pestalozzi sich je leibhaftig begegnet sind, dann geschah es ohne unser Wissen. Etwas anderes aber wissen wir: daß Pestalozzi beinahe vierzig Jahre um den Unerbittlichen gerungen hat.

Pestalozzi, der Besiegte von Neuhof, veröffentlichte 1780 eine Spruchdichtung unter dem Titel *Die Abendstunde eines Einsiedlers* – sein erstes literarisches Werk, ein hinreißender Mahnruf, sein Glaubensbekenntnis und die Keimzelle seiner Lehre. Darin durchläuft er allgemein die Stände und Probleme. Einen Sterblichen allein nennt er darin mit Namen: den um drei Jahre jüngeren Verfasser zweier wohlberedter Büchlein, den Dichter Goethe. Welche magische Gewalt, welche Genialität des Blicks zwang Pestalozzi, aus seinem Dunkel grade dieses auf den Höhen des Lebens wandelnde Weltkind anzurufen? „O Goethe in deiner Hoheit!“ apostrophierte er ihn, „ich sehe hinauf von meiner Tiefe, erzittere, schweige und seufze.“ Ob Goethe dieses Blatt je aufgeschlagen hat in Iselins *Ephemeriden*? Gesagt hat er darüber nichts . . . Indessen können wir in einem andern Fall errahnen, welche Gefühle die Lektüre des Pestalozzianischen Wortes im Dichter auslöste. Pestalozzi veröffentlichte 1797, auf dem Tiefpunkt seiner Existenz, eine seiner entscheidenden Schriften, die er stolz betitelte *Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts*. Es wird darin wiederum Goethes gedacht – durch Zitierung seiner poetischen Anleitung „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ Goethe besaß die *Nachforschungen*. Der Zustand des erhaltenen Exemplars ist bemerkenswert: es weist kaum Spuren der Benutzung auf, gegen Ende ist es nicht mehr aufgeschnitten, eines Einbandes ward es nicht gewürdigt . . . Das genannte Goethe'sche Gedicht war nicht das erste, das Pestalozzi seinen Schriften einfügte. Bereits vor Jahren hatte er ein anderes liebevoll verwendet, das Gebet „Der du von dem Himmel bist“. Gertruds Kinder singen es dem heimkehrenden Vater Lienhard. Während dreier Dezennien bekümmerte sich Goethe nicht um Pestalozzis erbauliche Erzählung. Aber im Sommer 1814 kam er erholungshalber nach Wiesbaden und ließ sich die Bekanntschaft der Honorationen des Ortes angelegen sein. Er machte selbst einen Schulbesuch im angesehenen Institute Jean de l'Aspées. Der Eindruck des Dichters kann nicht ungünstig gewesen sein – er schenkte den Schülern eine Anzahl Exemplare seines lieblichsten Gedichts *Hermann und Dorothea*. Der Lehrer fühlte das Bedürfnis, nicht zurückzustehen, und brachte Goethe, in Er-

mangelung eigener Werke, eines von seinem teuren Meister. Dieser Meister, der ihn, den Stiefelputzer von Yverdon, horchend an der Schultüre ertappt und darauf in die pädagogische Gemeinschaft aufgenommen hatte, war Johann Heinrich Pestalozzi. Jean de l'Aspée brachte Goethe die Ehe-, Familien- und Dorfgeschichte *Lienhard und Gertrud*. Zweimal, am 20. und 21. August desselben Jahres 1814, findet sich der Name des Romans als Lektüre in Goethes Tagebuch verzeichnet, beide Male ohne jedes Wort der Zustimmung noch Ablehnung – sein ganzes Urteil über dieses Buch.

Goethe erhielt zwei Briefe von Pestalozzi. Der erste ist datiert aus Burgdorf im Februar 1803 und beginnt mit dem Satze: „Mein Werk verdient einen Ihrer Blicke – Es ist ein Griff in das Wesen der Menschennatur.“ Goethe antwortete nicht. Der zweite Brief ist datiert aus Yverdon im Mai 1817. „Ein Greis am Ende seiner Laufbahn“, so beginnt der erste Satz, bittet um Empfehlung des Subskriptionsplans seiner zum allgemeinen Wohle gesammelten Schriften. Goethe antwortet nicht. Zwei Jahre später begannen bei Cotta in Stuttgart und Tübingen die fünfzehn zierlichen Bände von Pestalozzis Sämtlichen Schriften zu erscheinen, eines der größten Denkmäler geistigen Ringens, ein wundervolles Purgatorio mit der flammenden Aufschrift: „Den Freunden der Menschheit und der Armut gewidmet und zu Rat und Tat empfohlen.“ Der erste Band enthält eine stolze Subskriptionsliste von fast fünfzig Seiten, obenan der Kaiser aller Reußen, dann die Könige, Herzoge, Prinzen, Grafen und Barone, hinunter bis zum schlichten Herrn Kirchenrat Hebel in Karlsruhe und der verwitweten Frau Hofrätin von Schiller in Weimar – ohne den daselbst wohnenden Geheimen Rat von Goethe.

Aber enthalten nicht die *Wanderjahre* eine pädagogische Utopie? Gab nicht Goethe seinem Helden, der an der Heilkunde gesundet, einen Sohn, der ohne die Gefahren der Verbildung durch die zielbewußteste der Schulen gehen darf? Wilhelm und Felix Meisters einläßlich geschilderter Besuch der Pädagogischen Provinz stellt einer jener Summen dar, in welchen der greise Dichter seine Welteinsichten niederzulegen liebte. Im dreifachen Gruß der Zöglinge, in der dreifachen Ehrfurcht, die dadurch ausgesprochen und beteuert wird, der Ehrfurcht vor dem Höhern, vor dem Untern, vor dem Gleichen, liegt Goethes Einordnung in den Kosmos, seine soziale Haltung und seine Verteidigung der Hierarchie beschlossen. In der von uns dort geschauten Mi-

schung von Führung und Freiwilligkeit, von Sachlichkeit und Schönheit, von Leistung und Belohnung finden wir wieder Goethes Melos, Goethes Ethos. So wunderbar gelöst erscheinen in diesem Erziehungsreiche alle denkbaren Probleme, daß wir uns eingangs der Bezeichnung Utopie bedienten. Und doch ist dieser Name, wie nah er liegen mag, insofern unrichtig, als unter der Hülle des zauberischen Ideals ein tatsächliches Vorbild sich verbirgt, das aufmerksamen Forscheraugen nicht entging. Die Pädagogische Provinz Goethes ist die poetische Verklärung der Schule von Hofwil bei Bern, jener auf selbstlosem Reichtum, auf Dienstbarkeit und Ehre gegründeten Schöpfung von Pestalozzis herrschaftlichem Antipoden Fellenberg. Goethe hat uns um dieselbe Zeit über seine wahre Meinung nicht im unklaren gelassen. Als er für sein Patenkind, des Herzogs Karl August unehelichen Sohn Karl Wolfgang, eine Obhut auszusuchen hatte, da sandte er denselben nicht nach Yverdon, sondern nach Hofwil . . .

So weit das gut Beglaubigte. Es gehört zur Größe unseres größten Dichters, daß er an seinen Grenzen unverrückbar festhielt. Er machte sich dadurch verdienter um die Wahrheit, als durch Bekundung eines Interesses, das nicht aus seines Herzens Tiefe hätte strömen können. Er machte sich verdienter um Erkenntnis, Wirksamkeit und Nachruhm Pestalozzis durch sein antithetisches Verhalten, als er durch das freundschaftlichste Verwischen des schickalsgewollten Gegensatzes vermocht hätte. Es gibt in deutscher Sprache keine so polar entgegengesetzte Werke wie die von Goethe und von Pestalozzi. Das eine ganz Rede, Form, vollkommenes Ende. Das andere ganz Stammeln, Urstoff, ewiger Anfang. Und doch sehe ich einmal wenigstens beide Genien ehrfürchtig die nämliche Stätte des Geheimnisses betreten – das Reich der Mütter. Goethe tut es, von höchster Poesie umwittert, an einer Stelle im Zweiten Teil des *Faust*, Pestalozzi im apokalyptischen Schluß der von Liebe überfließenden Briefe *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt*. Und nun ereignet sich das Wunderbare. Goethe erschaut daselbst das Bildnis Helenas, Pestalozzi aber den Säugling an der Mutter Brust.

Fritz Ernst (1935)